

Gottesgericht

Autor(en): **Forrer, Clara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1898-1899)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

überhaupt. Solange noch erwiesene Irrtümer geglaubt und verbreitet werden, wie die durch praktische Versuche (z. B. an Soldaten und Arbeitern) längst widerlegten: daß der Wein Stärke und Blut gebe, daß Bier ernähre, daß Alkohol zu körperlicher und geistiger Anstrengung tüchtig mache, so lange kann sich kein Umschwung der öffentlichen Meinung vollziehen. Und nur ein solcher kann zu dem Ziele führen, unser Volk von einem seiner gefährlichsten Feinde zu befreien.

In dem Beifall, den der Vortrag, besonders auch von ärztlicher und schulmännischer Seite fand, wurde, wenn auch wohl noch nicht von allen Seiten, unbedingte Gewähr der letzten Forderung, so doch gewiß die Ansicht laut, von der ausgehend der Vorstand der Pestalozzigeellschaft denselben veranstaltet hat: daß nämlich heutzutage die Alkoholfrage, die so tief in unser Volksleben einschneidet, nicht mehr als bloßes Schreckbild einiger Fanatiker abzutun sei, sondern es verdient, von jedem Ernstgesinnten gewissenhaft, ernsthaft geprüft zu werden, an Hand eigener Beobachtung und zuverlässigen Materials. (Das z. B. in den Lesesälen der Pestalozzigeellschaft eingesehen oder auf Verlangen von dem 1. Aktuar, Dr. H. Waser, Oberstraf-Zürich, zugestellt werden kann. Siehe auch das Verzeichnis der Alkoholliteratur im Inseratenteil. Red.) Möge dann der Einsicht auch entschiedene, freie, opferfreudige Tat folgen!



Nachdruck verboten.

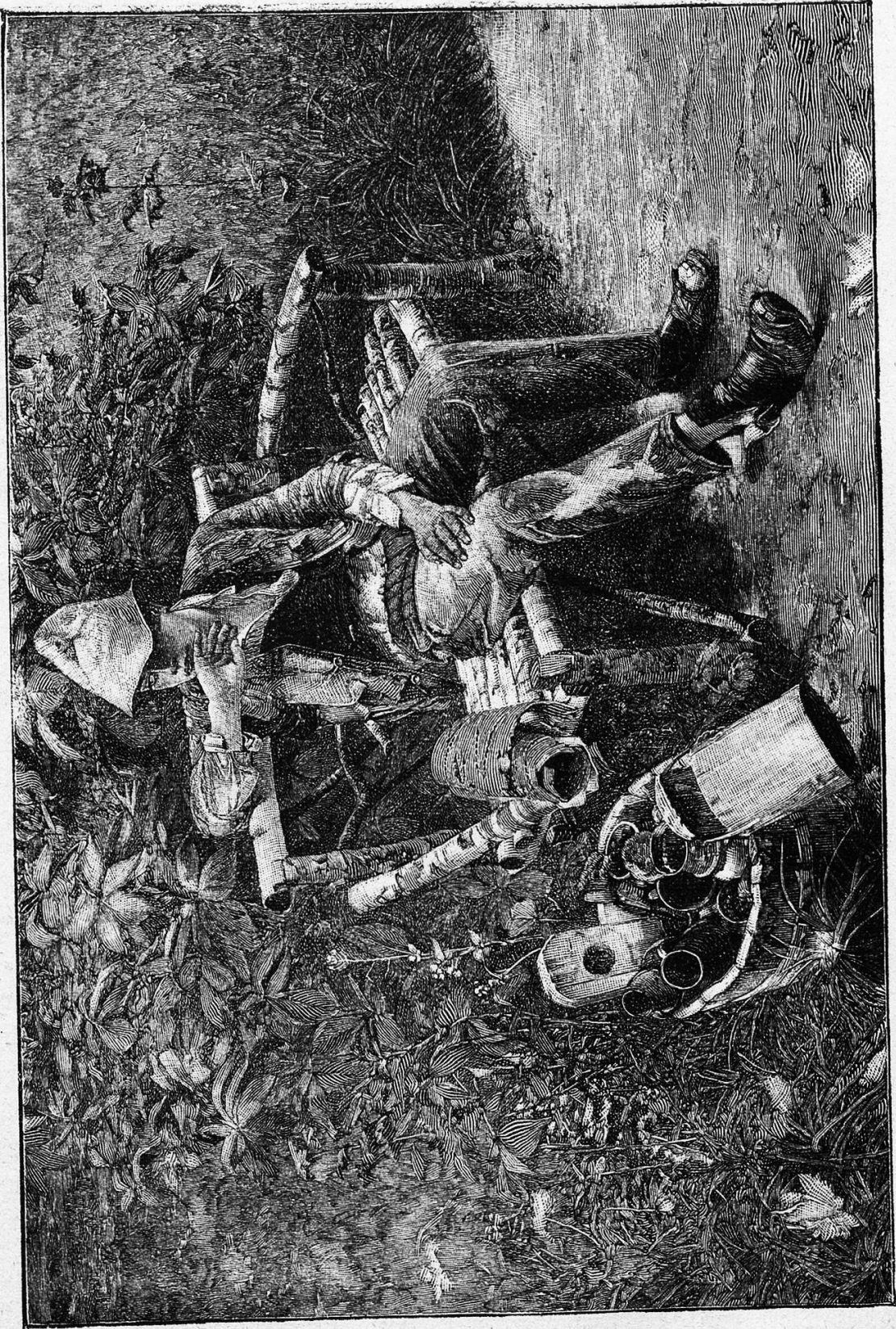
Gottesgericht.

Von Clara Forrer.

Zwischen den lachenden Sommerhimmel und die erntefrohe Erde schob sich ein wachsendes Heer von Wolken. Gespenstiggraue Schatten senkten sich nieder auf die Matten, die noch vor kurzem im Glanz der Sonne grüntem. Gewitterluft lastete über dem Tal. Rings mühten sich hastende Hände, das geschichtete Heu noch vor Ausbruch des Wetters unter Dach zu bringen und da und dort schwanfte eilig ein Ruhgespann dem Dorfe zu.

Im Wetterstrahl flammten majestätisch die Firnen aus dem Gewölk empor; der Sturmwind peitschte die schwellenden Tonwellen des Donners vor sich her und nun schlugen die ersten großen Regentropfen nieder auf die Erde.

Auch in der rauchgeschwärzten, niedern Wirtsstube des „Sternen“ war es dämmerig geworden. Die drei Bauern, die jassend am Ende des



Kümmeltraum. Von Matezewski.

langen Tisches saßen, rückten näher zum Fenster heran. In ihr Spiel vertieft achteten sie nicht auf Blitz und Donnergeroll, dachten sie nicht an die Frucht ihrer Felder, die der Unbill des Wetters preis gegeben war. Sie sahen nur ihre Karten, und mit lautem Faustschlag legten sie die Trümpfe auf den Tisch. Wars der Wein, der fleißig aus dem Doppel- liter in die Gläser floß und die Gemüter erhitzte, wars das Bedrückende der gewitterschweren Luft — immer näher rückten die Spielenden zu- sammen und leidenschaftlicher und lauter wurden ihre Geberden. Über das wettergebräunte Gesicht des Sonnhaldbauern flog wechselnd der Aus- druck des Triumphes, wenn das Glück sich zu ihm neigte, oder ein Schatten der Enttäuschung, wenn die Karten sich ungünstig erwiesen. Und als das Spiel sich zu Gunsten des Partners zu entscheiden schien, schlug er fluchend auf den Tisch und schrie: „Da mög' gleich der Blitz d'rein schlagen, wenn ich verlier!“

Ein flammender Strahl, ein erschütternder Schlag, der die Fenster- schein klirren machte — und erschreckt und stumm sahen die drei Becher sich an.

„Der hat eingeschlagen!“ murmelte der Sonnhaldbauer, und dem starken Mann ward seltsam bang zu Mut. Mit zitternden Fingern schob er die Karten zur Seite und ohne zu trinken starrte er in sein gefülltes Glas. Als das Wetter sich mähtig verzog, schlich er ohne Gruß von seinen Spielgenossen hinweg und übers triefende Feld dem Dorfe zu. Rings neigten sich die blitzenden Halme und durch die Furchen der Aecker rieselten wie Bächlein die Wasser der Wolken.

Etwas abseits der Dorfstraße lag Martins, des Sonnhaldbauern Gehöft, auf dem schon seine Ahnen geseßen hatten. Die weißgetünchten Wände schimmerten durch das Grün der Obstbäume. Ihr Anblick er- innerte den Bauer daran, daß sein Haus, auf das sein Vater so achtsam gewesen, einer erhaltenden Hand bedürfe, und er nahm sich vor, gleich morgen mit den längst geplanten Arbeiten zu beginnen. Am Zaun, der hinter der Scheune seinen Garten abgrenzte, blieb Martin zögernd stehen. Hier schob er die losgelösten Latten zurecht und schlug mit einem Stein die gelockerten Nägel fest, dort rupfte er das wuchernde Unkraut vom schmalen Weg und las die Steine aus den Gemüsebeeten. Immer wieder fand er etwas zu ordnen, woran er seit Wochen achtlos vorüber ge- gangen. Ihm war, als halte eine lastende Schwere seine Schritte zurück.

Ueber ihm, auf dem obersten Gezweig eines Apfelbaumes, jauchzte eine Amsel der wiederkehrenden Sonne entgegen. Er sah empor und lauschte; doch ein Gefühl von Traurigkeit erweckte der Sang in ihm. Zögernd schritt Martin an der Scheune vorüber. Da sah er vor seines

Hauses Thür eine flüsternde, aufgeregte Menschenmenge stehn, die bei seinem Nahen scheu zur Seite wich.

Und plötzlich ward ihm bewußt, daß ein Unglück sein Haus heimgesucht habe.

Aus der Reihe der murmelnden Nachbarn trat ihm der Gemeindeammann entgegen. Schwer legte er seine Hand auf die Schulter des Sonnhaldbauern und wie Donnerhall tönten seine Worte ihm ins Ohr:

„Sonnhaldbauer, sei stark und trage das Unglück, das dich betroffen, wie ein Mann!“

An der Hand des Ammanns, der einst in frohen Jugendjahren sein Freund gewesen, trat der sonst so unbeugsame Martin schwankenden Schrittes ins Haus.

Ein lautes Jammern, das aus dem Schlafgemach seiner kranken Frau sich stahl, wies ihm den Weg des Unglücks, dessen Anblick seiner harrete.

Er sah auf dem Krankenlager sein armes sieches Weib; und neben die Mutter gebettet lag kalt und entstellt sein erstgebornes Kind, sein Köfeli — vom Blitz erschlagen.

Die Mutter achtete des Mannes Kommen nicht. Sie lag über ihr Kind gebeugt und stammelte mit bebenden Lippen Worte der Liebe und des tiefsten Leids. Da legte sich ein Schleier über die entsetzten Augen des Sonnhaldbauern. Dichter und dichter lagerte er sich um seine Stirn, bis ihm das düstre Bild des Todes im Nebel zerfloß . . .

Als Martin aus der Betäubung erwachte, die ihn beim Anblick seines erschlagenen Kindes umfassen hatte, fand er sich auf seinem Lager ruhend. Um ihn war tiefe Nacht und ihn schauerte. Was war mit ihm geschehen? Hatte ein beängstigender Traum seine Sinne genarrt? Wieder tauchte es vor ihm auf, das düstere Bild: Er sah seine Tochter im Tod erstarrt zu seinen Füßen liegen!

Da sagte ihm ein gedämpftes Schluchzen, das aus der Nebenkammer zu ihm herüber drang, daß, was er geschaut, kein Traum — nein, schreckliche Wirklichkeit war.

Der Sonnhaldbauer tastete unsicheren Schrittes hinaus auf den dunkeln Hausflur. Ein schmaler Lichtstreifen wies ihm den Weg zum Kämmerlein, das seiner Tochter zugeteilt war. Dorthin strebte sein wild hämmerndes Herz.

Vom flackernden Kerzenschein schwach umstrahlt ruhte auf weißem Linnen die junge Tote. In den aufgelösten blonden Haaren blühte ein Kranz duftender weißer Rosen und die gefalteten Hände hielten einen Lilienstrauß. Ein Geflecht von Immergrün und Epheu rankte sich um

das Lager. Also hatten die Mädchen des Dorfes ihre tote Freundin geschmückt.

Martin winkte der Magd, die über die Bibel gebeugt neben der Toten Wache hielt. Nun war der Vater allein mit seinem Kind im stillen Gemach. Regungslos saß er zu dessen Häupten, die Seele öd und leer und das Aug' ohne Tränen. Ungehört verschlichen die Schritte der Zeit. Da stieg mälig in der erstorbenen Seele des einsamen Mannes der Schmerz empor und erfaßte ihn mit seiner ganzen Macht. Martin fühlte, daß der Schlag, der sein Kind zerschmetterte, auch sein innerstes Wesen getroffen habe. Der Sturm hastender, nach Klarheit ringender Gedanken rüttelte ihn aus seiner Stumpfheit auf und aus dem Dunkel der Nacht stiegen vergessene Bilder seines Lebens . . .

Es mochten achtzehn Jahre her sein, seit jener Stunde, da Köseli, das nun so stumm und bleich neben ihm ruhte, zum ersten Mal seine Blauäuglein aufschlug. Damals war's ein rosiges zartes Ding gewesen, bei dessen Anblick er sich eines Gefühls der Enttäuschung nicht hatte erwehren können: er hatte so bestimmt auf die Ankunft eines strammen Buben gerechnet. Doch als er ans Bett seiner Frau trat, als er auf ihrem Antlitz den Glanz seligsten Glückes leuchten sah, da durchströmte auch ihn eine hohe reine Freude. Er hielt das hülflose Geschöpfchen sorgsam im Arm und eine Arbeitslust und Manneskraft fühlte er in sich wachsen, wie er sie zuvor nie gekannt. In jener Stunde hatte er sich gelobt, dem Kinde jederzeit ein treusorgender Vater zu sein.

Ja damals war ihm die Arbeit eine Lust gewesen. Den bescheidenen ererbten Wohlstand zu mehren, das war sein stetes Bestreben, und in all seinem Tun stand ihm sein junges Weib, sein Kätterli treulich helfend zur Seite. Sie war sein bester Kamerad in Haus und Feld, in den Stunden der Arbeit, wie in den Augenblicken beschaulichen Ruhens. Mit freundlichem Wort verstand sie dem oft eigensinnigen Gebahren ihres Mannes zu begegnen und seinen schroffen Sinn zu lenken. Zu dem zarten Köseli gesellten sich mit den Jahren zwei stramme Buben und ein Mädchen, deren Gesichter rosig und rund wie Äpfel hinter den Milchschüffeln hervor guckten.

Die Felder brachten reiche Frucht und der Hände Werk gedieh. Wie waren sie glücklich gewesen! . . . Und nun — wie anders war alles geworden! — Martin griff sich an die kalte Stirn und sann und grübelte. Wohin hatte sich das Glück jener Tage geflüchtet? Wo war die Zufriedenheit und Fröhlichkeit geblieben, die einst sein Haus hell und traut gemacht?

Verflogen war der Sonnenschein! Schatten, nichts als Schatten

waren geblieben und verbitterte Herzen. Wie hatte alles so anders werden können?

Nach der Geburt des zweiten Mädchens war es gewesen, als Kätterli zu kränkeln begann. Sie, die sich nicht Ruh noch Rast gegönnt hatte, fing an zu seufzen unter der wachsenden Last des Haushalts und ihr frohes Wesen schwand mehr und mehr dahin. Dann kamen jene Zeiten, da sich die tätige Frau ins Zimmer und bald darauf ins Bett verwiesen sah. Schwer lastete die aufgezwungene Rast auf ihr und in ihrem Herzen wuchs die Sorge um das Wohl ihrer unerzogenen Kinder. Wohl war sie bemüht, vom Krankenlager aus die Zügel des Haushalts weiter zu führen, aber ihren entkräfteten Händen entglitten sie mehr und mehr. Scheu und gedrückt schlichen die Kinder durchs Haus, um die leicht erregbare Mutter nicht zu stören und öfter als gut war, suchte Martin die Fröhlichkeit, die aus seiner Häuslichkeit schwand, in der Wirtsstube auf.

Früher waren die Eltern nach dem Feierabend noch auf der Bank vor dem Hause traulich zusammen gefessen. Während unter Kätterlis fleißigen Fingern die Köcklein und Höschen wieder ganz wurden, die im Eifer des Spiels Schaden gelitten, hatte Martin die Zeitung entfaltet und seiner Frau vorgelesen, was in Heimat und Fremde sich begab. Nun bedurfte die Kranke der Ruhe und einsam und lang erschienen dem Sonnhaldbauern die Abende. Anfangs hatte er sich öfter an das Bett Kätterlis gesetzt, hatte ihre magern Hände in den seinen gewärmt und ihr von besseren kommenden Tagen gesprochen. Als diese aber nicht kamen, verlor der starke Mann, dem das Kranksein fremd war, die Geduld. Kürzer und seltener wurden seine Besuche am Schmerzenslager seiner Frau und teilnahmloser seine Worte. Schwerer noch als Martin litt Kätterli unter den Folgen ihres Siechtums. Einst hatte sie geglaubt, zu jeder Zeit an ihres Mannes Seite geborgen zu sein. Nun sah sie sich aufs Bitterste enttäuscht. Nicht nur die Arbeit ihrer in gesunden Tagen nimmermüden Arme fehlte in Haus und Hof — auch des Bauern Schaffensfreude siechte dahin. Seit das flinke Wesen der Frau ihn nicht mehr zum gleichen Tun anspornte, begann sein Hang zur Bequemlichkeit mächtig in ihm zu werden und dieß machte ihm die Arbeit zur Last.

Mit wachsender Angst sah Kätterli, wie der Dämon Wein ihres Mannes Schritte vom Weg der Pflicht abzulenken begann. Sie bat und mahnte, und ließ nicht nach, im Hinblick auf die sich selbst überlassenen Kinder, ihres Mannes Sinn zur Umkehr zu bewegen.

Allmählig mußte Kätterli sich gestehen, daß all ihr Bitten umsonst gewesen und erbittert gab sie den Kampf gegen die Schwächen des

Mannes auf. Schweigend, doch mit großem Herzen erkannte sie, wie Eigensinn und Trotz die guten Saaten in Martins Charakter zertraten. Und sie sah im Geist Haus und Hof dem langsamen Verfall entgegengehen, sah die Jugend ihrer Kinder des Sonnenscheins beraubt, und verlor ob der Klage um vergangenes Glück immer mehr das Gute, das ihr geblieben, aus den Augen.

So war es gekommen, daß aus dem zufriedenen Paar ein verbittertes Weib und ein pflichtvergessener Mann geworden.

Ja, sie waren weit vom rechten Weg abgestreift — das erkannte Martin mit einem Mal, als im Dunkel der Nacht gelebte Tage an ihm vorüber glitten.

Und ein Bild tauchte in seiner Seele empor, das ihn in dieser Stunde erschreckte:

Dunkel und still war es im Haus gewesen wie heut, als er einst nach durchschwelgter Nacht aus dem Wirtshaus heimgekehrt war. Er hatte getrunken, gejaßt und verspielt; nun brannte in seinen Adern das vom Wein erhitzte Blut. Als er ins Schlafgemach trat, fand er seine Frau weinend seiner harren. Und er spottete und lachte über ihre Tränen. Da brach die Bitternis, die das kranke Weib seit Monden in ihrer Brust getragen, in heftigen Worten sich Bahn. Sie schalt ihn einen Ehrlosen, der Haus und Hof verlottern lasse, nannte ihn einen Pflichtvergessenen, der Weib und Kinder ins Unglück führen werde.

Da faßte ihn blinde Wut; die Hand erhob er gegen sein anklagendes Weib. Doch ehe die Faust zum Schlag niederfallen konnte, fühlte er sich von weichem Arm umklammert; und zwischen Vater und Mutter stand bleichen Angesichtes und mit angsterfüllten Augen sein ältestes Kind, sein zur Jungfrau erblühtes Köseli. O, jener vorwurfsvolle Blick der Kinderaugen brannte noch heut in seiner Seele! Ihm war, noch einmal schlage die Tote die Augen auf zu stummer Anklage . . .

Wie unter körperlichen Schmerzen wand sich der einsame Mann unter den Rutenstreichen seines erstandenen Gewissens. Sein Weib, das er einst geliebt hatte und noch liebte, sein Rätterli hatte er schlagen wollen! Daß er es nicht getan, das dankte er seiner Tochter; doch sein Dank kam heut zu spät.

Ihm wurde plötzlich klar, was Köseli, das stille anspruchslose Mädchen seinem Haushalt gewesen war. Ihre Hand hatte die kleineren Geschwister sauberlich gekleidet; an ihrer Geduld hatte sich je und je der gesunkene Mut der kranken Mutter wieder erhoben, ihr ernster Blick hatte seinen Zorn gebannt, wenn er heftig und rauh gegen die Kleinen war. Wie war sie klaglos unter des Haushalts schwerer Bürde ihren Weg ge-

gangen — und er hatte ihr die Last nicht erleichtert. Wie hatte ihr dienst- und hülfbereites Wesen täglich um ein anerkennendes Wort aus des Vaters Mund geworben — und er war achtlos an ihrem redlichen Mühen vorüber geschritten. Und doch hatte er einst sich gelobt, dem Kind jederzeit ein treusorgender Vater zu sein . . .

Wäre er's gewesen, dann müßte er jetzt nicht Totenwache halten am Bett seiner Tochter.

Der heutige Tag war sein Nichttag geworden!

In der Hitze des Nachmittags war Martin mit Köseli von Hause fort gegangen, um mit ihr im entfernten Nebberg die Schosse zu binden. Da hatte droben auf dem Bühl der goldne Stern des Wirtshauses geblitzt und gewinkt und seiner Lockung hatte er nicht widerstehen können. Allein war Köseli den Weg zur Arbeit weiter gegangen. Und während er in der Leidenschaft des Spiels Zeit und Ziel vergaß, tat sie getreulich ihr Tagwerk, bis das Gewitter sie überraschte und zur Heimkehr zwang. Unter der nahen Buche hatte sie Deckung gesucht vor der Unbill des Wetters; und er, ihr Vater war nicht zugegen gewesen um sie zurück halten zu können vor der ungeahnten Gefahr. Sie war in die Arme des Todes geflohen, weil er sie schutzlos gelassen. —

Der Sonnhaldbauer vergrub das Gesicht in seinen kalten Händen und ein Zittern rüttelte an seiner kräftigen Gestalt.

O, wie er sich seiner gesunden Glieder schämte; wie er sie haßte, seine Manneskraft, auf die er bis heute so stolz gewesen!

Als ein Schwächling hatte er sich erwiesen, als nach Jahren ungetrübten Glücks die Trübsal klopfte an seines Hauses Thür. Mutlos ließ auch er die Hand vom Steuer sinken, als den Händen des schwächeren Weibes das Ruder entglitt. Er hatte nicht sehen wollen, wie ihr gemeinsames Lebensschiff, der Führung bar, langsam den Klippen des Unglücks zutrieb. Verdrossen über sein Mißgeschick hatte er des größeren Schmerzes seiner Frau nicht geachtet. Er hatte sich von seinen Kameraden bemitleiden lassen, wegen der Last eines kranken Weibes; seines Kätterli, das in gesunden Tagen so treu mit ihm zusammen gearbeitet hatte. Wie er sich um dieser Feigheit willen verachtete zu dieser Stunde! —

Der matte Schimmer eines neuen Tages glitt durch das Fenster, dahinter des Sonnhaldbauern Köseli im Todesschlummer lag. Da erwachte der einsame Mann aus den bitteren Träumen der Vergangenheit. Er sah, wie das Morgenrot die blassen Wangen seines Kindes rosig färbte und wie die Rosen im blonden Haar purpurwarm erglühten.

Da flammte auch in seiner Brust die Morgenröte eines neuen Lebens empor. Er erhob sich, und als er sein Gesicht in heiliger Scheu

der Toten zuwandte, reckte sich seine gebeugte Gestalt unter der Macht eines gefestigten Willens empor. Wie zum Schwur legte er seine Hand auf die kalten Finger seines Kindes und was er mit flüsternden Lippen ihm gelobte, das wollte er halten sein Leben lang.

Mit diesem Entschluß im Herzen trat Martin ins Gemach seiner Frau. Ihr Jammer war verstummt, doch aus den weit geöffneten Augen starrte die Qual, mit der das Mutterherz diese Nacht gerungen hatte. Da erfaßte den Sonnhaldbauern unendliches Mitleid mit der armen Mutter; ihr Anblick löste den Bann des Grams, der lastend auf seiner Seele lag, und wie ein müdes Kind lehnte er sein Haupt an die Brust des Weibes. Und sie weinten zusammen . . .

Lange sprachen sie kein Wort; aber sie fühlten sich in dieser dunkeln Stunde wieder eins, wie einst in den Tagen junger Liebe.

„Kätterli“ — unterbrach der Sonnhaldbauer das Schweigen und seine Stimme bebte — „Kätterli,! von heut an soll es besser werden mit uns, das glaube mir. Nicht umsonst soll Köseli gestorben sein; ihr Tod weise uns den gemeinsamen Weg zu einem gesegneten Leben. — Kätterli, hilf mir dazu, daß ich getreulich halten kann, was ich unserem toten Kind zu tun versprochen; und vergieb mir meine Schwachheit.“

Da ergriff Kätterli die Hände ihres Mannes. Ihre aufleuchtenden Augen senkten sich tief in die seinen, als sie sprach:

„Gott führt die Herzen in die Täler der Todesschatten und er führt sie wieder hinaus . . . Tod, wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg!? Der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit!“

„Amen“ klang es festem zielbewußten Tones aus dem Mund des Sonnhaldbauern. —

—*—*—

Vermischtes.

Zu unsern Bildern. Die Schöne unseres Bildes auf Seite 231 könnte ihr Tagewerk wohl kaum mit einer anmutigern Arbeit beginnen, als mit der Pflege der Blumen, die von vorneherein etwas Ideales an sich hat. Ein Schimmer wenigstens von dem bunt leuchtendem Glanz der Kinder Florens wird ihre freundliche Pflegerin den Tag hindurch begleiten und auch ihrem übrigen Tun eine Art Weihe geben. — Zweierlei Künstler sind es, die uns die Bilder auf Seite 241 und Seite 249 vorführen. Der kleine Ungarjunge kann der Versuchung nicht widerstehen und auf die Gefahr hin, mit Haarschopf und Ohren dafür büßen zu müssen, läßt er die Maiskörner am Kolben stecken und entlockt dafür der selbstverfertigten Flöte die entzückendsten Töne — für ihn wenigstens entzückend, nach seinem andachtsvollen Gesicht zu schließen. Anders der junge italienische Malerbursche, der sich zur wohlverdienten Ruhe des Feierabends hingesezt hat und seine Gedanken von den vorgezeichneten Mustern und Schablonen weg in das hohe Reich seiner Künstlersehnsucht schweifen läßt. Ob dieser Traum, einst als schöpferischer Künstler hohe Gedanken in selbst erfundene Formen zu zwingen in Erfüllung gehen wird? Wer weiß? Wie viele unserer größten Meister sind aus der harten Schule des Handwerks hervorgegangen! —